

Urbane Inszenierung

Autor(en): **Catsaros, Christophe**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Tec21**

Band (Jahr): **139 (2013)**

Heft 49-50: **Campus Epfl**

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-389562>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

URBANE INSZENIERUNG

Im nordwestlichen Zipfel des Campus der EPFL wurden im September 2013 eine Einkaufspassage und Wohnungen für Studierende eingeweiht. Die Eröffnung des Swiss Tech Convention Center ist für April 2014 geplant. Diese Projekte des Lausanner Architekturbüros Richter · Dahl Rocha & Associés bringen neue Nutzungen auf den Campus. Christophe Catsaros, der Chefredaktor unserer Schwesterzeitschrift Tracés, beschreibt, wie die neuen Gebäude das ehemals streng monofunktionale Hochschulgelände verändern und welchen Nutzen das der Agglomeration im Lausanner Westen bringt.

Auf dem Campus der EPFL, an der gleichnamigen Haltestelle der Metro M1 zwischen Lausanne und Ecublens, entsteht ein neues Quartier mit fast 50 000 m² Nutzfläche. Es beinhaltet ein Kongresszentrum mit einem grossen Saal für 3000 Personen, Wohnungen für 516 Studierende und einen offenen Platz, der von Ladenlokalen und Geschäften gesäumt ist. Das Ensemble orientiert sich am städtischen Massstab und soll Urbanität in das abgelegene Gebiet bringen. Der Entwurf verwebt die Entwicklung des Universitätsgebiets mit den Plänen für Lausanne West, nach denen die Agglomeration in diesem Bereich städtischer werden soll (vgl. TEC21, 47/2012). Das bedeutet, dass sich der Campus in einer Weise entwickeln wird, die zwar vom ursprünglichen Campus-Masterplan abweicht, nicht aber mit dessen Raison d'Etre bricht (vgl. Kasten S. 22 und «Raster und Punkt», S. 14). Der Campus soll zu einem Stadtquartier werden, aus dem das Leben nicht mit dem Ende der letzten Vorlesungen verschwindet. Dazu wird die Trennung der Funktionen aufgehoben und der Dialog mit der Umgebung gesucht: Der Campus wird in Zukunft auch den Menschen in seiner Umgebung dienen, statt den Studierenden vorbehalten zu sein. Eingeläutet wurde dieser Wandel bereits 2010 mit dem Bau von ersten Wohnungen für Studierende und einem Hotel, die hinter der Kantonsstrasse im Süden liegen. Angereichert mit einem städtischen Programm weist das Swiss Tech Convention Center ebenfalls in diese Richtung: Die Studentenwohnungen sind um einen Platz versammelt, der von Ladenlokalen gesäumt ist. Das Projekt von Richter · Dahl Rocha öffnet den Campus – und zwar weit mehr als das Learning Center von Saana. Durchaus zu Recht darf man hoffen, dass die Grenzen zwischen Campus und Agglomeration in zwanzig Jahren komplett verschwunden sein werden.

SYMBOLISCHES TOR ZUM CAMPUS

Dieses «Stadt-sein-Wollen» bildet aber nur eine der beiden konzeptionellen Stossrichtungen im Projekt. Die zweite beschäftigt sich mit einer anderen Abgrenzung, die ebenso brisant ist: das Verhältnis der Stadt zu ihrem Umland. Die Metro verdeutlicht den Übergang von einem Territorium ins nächste. Von Renens kommend macht die M1 zunächst einen Schwenk nach links und biegt dann in den Campus ein. Sie verlässt die Avenue du Tir Fédéral (eine Achse ohne besondere Eigenschaften), um in einen dicht bebauten Raum mit unverwechselbarer Identität einzufahren. Das Convention Center mit seinem auskragenden Vordach steigert den Eindruck dieses Übergangs von der Leere in die Dichte (Abb. 02). Im Verhältnis zur Landschaft sucht das Kongresszentrum eine klare Bruchlinie und nicht die Durchlässigkeit, die es zum Campus hin bietet. Die symbolische Grenze zwischen dem hybriden, dispersen Milieu und dem sich städtisch gebärdenden Ensemble soll klar und schneidend sein (Abb. 01). An der Haltestelle EPFL betritt der Nutzer die Universitätsstadt und landet im Herzen eines urbanen Archetypen: eine von Geschäften gesäumte Piazza. Die Haltestelle öffnet sich zum Platz hin und inszeniert dieses neue Stadtgefühl im Campus.

AM BAU BETEILIGTE

Bauherrschaft: Public-Private-Partnership bestehend aus EPFL, zwei Immobilienfonds der Crédit Suisse SA – dem Crédit Suisse Real Estate Fund Hospitality (CS REF Hospitality) und dem Crédit Suisse Real Estate Fund LivingPlus (CS REF LivingPlus) – sowie dem Totalunternehmer HRS Real Estate SA

Architektur: Richter · Dahl Rocha & Associés architectes SA, Lausanne

Tragkonstruktion: Ingeni SA, Lausanne (Swiss Tech Convention Center) und Daniel Willi SA, Montreux (Wohnheim für Studierende)

HLKS-Planung: RG Riedweg et Gendre SA, Carouge

Elektroplanung: Betelec SA, Villars-Sainte-Croix

Fassadenplanung: BCS SA, Neuchâtel

Akustikplanung: AAB – Stryjenski & Monti SA, Carouge

Szenografie: Sonic Design Distribution, Savigny

Landschaftsarchitektur: L'Atelier du paysage Jean-Yves Le Baron Sàrl, Lausanne

KENNZAHLEN

Volumen: ca. 166 000 m³

Gedeckter Innenraum: ca. 4750 m²

Grundrissabmessungen: ca. 100 × 116 m

Anzahl Pfähle Ø 60–100 cm: 300 (R_{max} = 9 MN)

Beton: ca. 12 000 m³

Bewehrungsstahl: 1400 t

Länge Vorspannkabel: ca. 1300 m

Stahlbau Rohbau: ca. 850 t

Stahlbau Fassade: ca. 150 t

Dachauskragung: ca. 40 m



01



02



03

01 Die Grenze zur Landschaft ist klar formuliert. Das Prisma des Dachs bildet einen Kontrast zu den Weiden im Westen des Campus.
02 An der Stelle, wo die M1 in den Campus einbiegt, entsteht eine Zone von räumlicher und funktionaler Dichte: Urbanität zieht in den Campus ein.

03 Ganz im Norden des Campus, im sogenannten Quartier Nord, liegen die Kongresshalle und die Wohnungen für Studierende. Die Linie der M1 trennt sie vom restlichen Universitätsgelände; Mst. 1: 15 000. (Visualisierungen und Situationsplan: Richter · Dahl Rocha & Associés)

Die M1 wird von den neuen Gebäuden buchstäblich in die Mangel genommen. Der Schienenstrang durchkreuzt zunächst die Peripherie von Lausanne, um plötzlich als Achse eines Hyperzentrums zu erscheinen. Diese Dramaturgie hat einen doppelten Effekt: Die Metro bietet ihren Fahrgästen ein städtisches Spektakel und stärkt gleichzeitig den städtischen Charakter des Campus. Dank dieser Kombination gelingt es schliesslich, einen Moment der Dichte herzustellen. Das Kongresszentrum bildet nicht nur die Eingangspforte zum Campus, sondern die eines ganzen Stadtteils.

Das Gebäude zieht zwei Register zugleich, um zwei gegensätzliche Effekte zu erzeugen. Es erhöht die Durchlässigkeit zwischen Stadt und Campus – und verhindert im selben Moment jene Form von Durchlässigkeit, die wir Zersiedelung nennen. Am Rand des Campus gelegen, ist es schon von Weitem als Zeichen in der Landschaft sichtbar. Das kompakte Volumen des Hauptgebäudes geht ein Spiel mit den verbliebenen Weiden ein, die ihm gegenüberliegen. Fast könnte man glauben, das Kongresszentrum sei extra entworfen worden, um den Kontrast zwischen den ruhvollen Feldern und dem dichten und belebten Wesen des neuen Quartiers zu unterstreichen.

FUNKTIONALE TRENNUNG

Die Raison d'être des Campus atmet den Geist der Universitätsplanungen, wie sie für die 1960er-Jahre typisch waren. Diese folgten der modernistischen Strategie der strikten räumlichen Trennung der Funktionen. Die Umsiedlung der Fakultäten – sowohl der Universität von Lausanne als auch der EPFL – aus der Stadt in die Peripherie sollte genügend Raum für die künftige Entwicklung der Universitäten bieten und den Instituten viel Platz und möglichst wenige Einschränkungen schaffen. Der Exodus an den Stadtrand hatte aber auch zur Folge, dass ein Teil des städtischen Lebens aus dem Zentrum verschwand und die funktionale Durchmischung abnahm. Heutzutage vermisst man in den Städten die Vitalität, die von den Universitäten ausgeht. Neben planerischen Überlegungen gab es auch politische Motive, einen Campus ausserhalb der Stadt anzusiedeln. Das gilt ganz besonders für

Zürich in Bezug auf die Architekturstudenten seinerzeit. Sie aus dem Hauptgebäude auf den Hänggerberg zu transferieren war eine «Strafaktion» wegen deren Aufmüpfigkeit. Nach den Unruhen von 1968 sollten die Studierenden von den Zentren der Verwaltung ferngehalten werden, ihre Vertreibung aus den Städten schmälerte den politischen Einfluss der Universitäten. Lausanne ist zwar kein typisches Beispiel, und der Campus dient nicht der Überwachung von Studierenden – ganz von der Hand weisen lässt sich das Argument aber nicht. Architekt Guido Cocchi erstellte den Masterplan und einige Gebäude für die Universität Lausanne. Er räumt ein, dass bei den ersten Gebäuden die Angst vor Massenunruhen einen Einfluss auf die Planung hatte: So finden sich auf den Gehwegen keine Pflastersteine, und es wurden keine Bäume in unmittelbarer Nähe der Gebäude gepflanzt.

Der Fortzug der Fakultäten in Richtung Dorigny verlief gestaffelt und dauerte mehrere Jahrzehnte (vgl. «Raster und Punkt», S. 14). Die Hochschulen, eigentlich der Lehre verpflichtet, mussten sich mit Raumplanung beschäftigen: Der Campus besetzt eine Fläche, die in etwa so gross ist wie das historische Zentrum der Stadt Lausanne. Die Institutionen besiedelten das Gebiet auf unterschiedliche Art. Die Unil setzte ihre differenzierten Gebäude behutsam auf das baumbestandene Gelände, die EPFL verbrauchte mit standardisierten und untereinander verbundenen Gebäuden sehr viel Land. Als Ergebnis erscheint die EPFL heute städtischer, während die Unil sich harmonisch in die Landschaft einbettet. In beiden Fällen hielten die Hochschulen die funktionale Trennung sehr lang aufrecht: Auf dem Gelände wird gearbeitet, aber nicht gewohnt.

MEISTERSTÜCK IN EINER KOLLEKTION VON ARCHITEKTUREN

Das Hauptgebäude ist ein Abbild der verschiedenen Säle, die es beherbergt; seine Form nimmt deren Geometrien auf. Die modularen Sitzreihen können über einen Mechanismus angehoben, gedreht und im Boden versenkt werden: Das abgetreppte Auditorium für 3000 Zuhörer verwandelt sich in einen ebenen Festsaal für 1200 Personen (siehe Video auf espa.hec.ch; vgl. «Facettenreiches Tragwerk», S. 23). Die Galerien lassen sich als kleine Säle nutzen. Auf der verglasten Westfassade kommen zum ersten Mal auf einer grossen Fläche Graetzel-Photovoltaikzellen zum Einsatz (vgl. TEC21-Dossier 5/2013 «Solares Bauen», S. 9 und Kasten S. 26). Trotz grosser formaler Unterschiede treten das Hauptgebäude und die angrenzenden Wohnungen für Studierende über ihr Fassadenmaterial in einen Dialog. Man findet die gleichen Farbtöne auf den geneigten Aussenwänden des Zentrums wie auf den rechteckigen Fassaden des Wohnheims. Diese gestalterische Kohärenz wird der zukünftigen Entwicklung der EPFL wohl fehlen: Die drei grossen Baustellen (Richter·Dahl Rocha, Dominique Perrault und Kengo Kuma) werden den Campus ohne Bezug zueinander in den kommenden Jahren radikal transformieren (vgl. «Tout est à inventer», S. 17). Diese formale Eigenständigkeit der Projekte lässt sich wiederum mit der Suche nach Urbanität erklären. Die drei Projekte unterstreichen die stilistische Pluralität des Campus. Offensichtlich sollen auf dem Universitätsgelände verschiedene Sprachen miteinander in einen Dialog treten. Von modern bis radikal funktionell setzt der Campus auf seine Polyphonie. Darin sollen sich die Attribute seines «Stadt-sein-Wollens» spiegeln. Dank der Qualität der einzelnen Projekte wird dieses Ansinnen auf formaler Ebene wohl ein Erfolg werden. Dieser Pluralismus muss sich nun in die DNA des Campus einschreiben, in seinen Modus Operandi. Sich lediglich mit urbanen Versatzstücken zu begnügen wird nicht reichen. Um einen echten Wandel einzuläuten, muss sich der Campus öffnen: gegenüber allen Beteiligten – denjenigen aus der Kultur ebenso wie den Partnern aus der Wirtschaft, selbst wenn diese nicht zwingend direkt mit dem Hochschulbetrieb verbunden sind. Auch wenn das Kongresszentrum und seine Umgebung in diese Richtung weisen, steht dieser tief greifende Strategiewechsel nicht auf der Tagesordnung. Das «Stadt-sein-Wollen» des Campus ist noch kein echter Kurswechsel – er bleibt vorläufig ein rhetorisches Element in der generellen Entwicklung des Universitätsgeländes.